



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 4

Sonntag, den 27. Februar 1926.

Nr. 4

Friedrich der Große in der pommerschen Volkslage.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die großen Helden vergangener Zeiten, wie Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Luther, der Große Kurfürst u. a. im Munde des Volkes fortleben und von der Volkslage gefeiert und verherrlicht werden. Freilich sind es zuweilen recht unhistorische Züge, die die Volkslage ihren Helden andichtet; aber das darf nicht Wunder nehmen. Denn die Sage strebt nicht danach, ihre Helden so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit gewesen sind, sondern sie will nur zum Ausdruck bringen, wie das Volk von seinen Helden denkt und wie diese im Gedächtnis der Leute fortleben. Darum dichtet die Sage ihnen, um sie aufs höchste zu ehren, zuweilen Züge und Eigenschaften der altheidnischen Gottheiten an, wie z. B. bei Friedrich Barbarossa; manchmal aber erhält die Sage auch einen schwankhaften, anekdotenartigen Charakter, und zu dieser letzteren Art gehören recht viele von den Sagen, die über Friedrich den Großen im Volksmunde und insbesondere im Munde des pommerschen Volkes umgehen.

Wie populär Friedrich der Große in ganz Pommern geworden ist, beweist am besten der Umstand, daß Sagen und Erzählungen von ihm in Neuvo-pommern, das doch niemals unter seinem Szepter gestanden hat, nicht minder häufig anzutreffen sind, als in Mittel- und Hinterpommern.

I.

Sehen wir zunächst, wie die pommersche Sage ihren Helden, den sie meist den „Alten Fritz“, aber auch den „König Fritz“ nennt, als Feldherrn und obersten Kriegsherrn gefeiert hat.

Die glänzenden Siege und beispiellosen Erfolge, die Friedrich der Große in den drei schlesischen Kriegen errang, schienen dem gemeinen Manne so ungeheuerlich zu sein, daß er sich nicht denken konnte, daß es dabei mit gewöhnlichen, menschlichen Kräften zugegangen war. Man erzählte also, der Alte Fritz habe übernatürliche Kräfte besessen und habe zaubern können. Er war imstande, so hieß es, aus Haderling und Eisenbüchsen Soldaten zu zaubern, eine Kunst, die der pommersche Volksmund sonst auch dem König Carolus, d. i. dem Schwedenkönig Karl XII. zuschrieb (Haas: Rüg. Sagen, 6. Auflage, Nr. 215). Außerdem verstand der Alte Fritz die Kunst, sich festzumachen, so daß keine Kugel ihn zu treffen vermochte, und darin ähnelte er einem anderen pommerschen Helden, dem Major von Schill, der gleichfalls für kugelfest galt (Förster: Preußens Helden IV, 2 S. 449 f.).

Solche übernatürlichen Zauberkräfte wohnten dem Alten Fritz bei, weil er das sechste und siebente Buch Moses besaß, zwei altbekannte Zauberbücher, die auch sonst im pommerschen Volksglauben eine wichtige Rolle spielen. Daß der Alte Fritz sie besessen hat, kann man — so wird weiter erzählt — auch an dem Standbild des Alten Fritz sehen, das in Stettin auf dem Paradeplatz steht: die beiden dicken Bücher nämlich, die dort auf dem Granitsockel neben dem Standbilde des Königs liegen, das sind die beiden vorgenannten Zauberbücher. In Wirklichkeit trägt das eine Buch die Aufschrift: Artes Facis et Belli und das andere: Corpus iuris Friedericiani.

Das aus karravischem Marmor von Johann Gottfried Schadow hergestellte Denkmal des großen Preußenskönigs wurde am 10. Oktober 1793 enthüllt, als erstes Denkmal, welches Friedrich dem Großen errichtet worden ist. Der König trägt Generalsuniform mit lang herabwallendem Hermelinmantel, den Dreimaster auf dem nach links gewendeten Haupte; die Linke ist auf die Hüfte gelehnt, die Rechte stützt sich auf den Kommandostab, dessen Unterlage die beiden vorgenannten Bücher bilden. Die Statue ist 2½ Meter hoch, und von derselben Höhe ist der Sockel. Im Jahre 1877 wurde an Stelle des Denkmals ein Bronzeabguß aufgestellt, und das marmorne Original wurde, um es vor der Einwirkung der Witterung zu schützen, im Treppenhause des gegenüber liegenden Provinziallandhauses in der Luisenstraße untergebracht.

Einmal hatte der Alte Fritz eine große Schlacht verloren und mußte, nur von zehn Reitern begleitet, die Flucht ergreifen. Das sahen die Feinde und setzten ihm mit einem ganzen Regiment Soldaten nach. Als sie an einen Berg kamen, auf dem sich der König mit seinen Getreuen ausruhte, erblickten sie plötzlich den ganzen Hügel mit Soldaten besetzt, obgleich vorher nichts davon zu sehen gewesen war. Sie lehrten bestürzt um. Doch als sie nach einer kleinen Weile zurückschauten, sahen sie auf dem Berge nichts als Eisenbüchse. So hatte ihnen der Alte Fritz mit seiner Kunst die Augen verblendet (Zahn Nr. 627).

Zu seinen Offizieren stand der König in einem sehr kameradschaftlichen Verhältnisse, und den gemeinen Soldaten gegenüber war er von einer väterlichen Güte; an ihren Leiden und Freuden nahm er innigen Anteil. Oft ging er im Bauerntracht oder als gemeiner Soldat verkleidet durch das Bivak, um sich, ohne erkannt zu werden, von dem Wohlbefinden seiner Leute zu überzeugen. So kam er eines Abends an ein Lagerfeuer, an dem sich die Soldaten wärmten. Der König fragte, ob er sich mitwärmen dürfe. „Gewiß“, erwiderten die Leute, „doch mußt du dann auch mit Holz herantragen helfen!“ Diese Arbeit stand dem Alten Fritz nicht an, und er trat ohne weiteres an das Feuer heran. Das ging den Soldaten über den Spaß, und sie zankten mit ihm, und einer fing an, ihn mit Schlägen davonzutreiben. In dieser Not schlug der Alte Fritz seinen Mantel zurück und gab sich zu erkennen. Da gerieten die Soldaten in großen Schrecken, aber der König hat ihnen die Sache nicht nachgetragen (Zahn Nr. 631).

Bei einer anderen Gelegenheit, als der König gerade ein pommersches Regiment inspizierte, fragte er einen ihm durch seine Körpergröße auffallenden Grenadier: „Wie lange dient er, mein Sohn?“ Der Gefragte antwortete: „Vierziges Jahr, Majestät!“ Der König: „Wie alt ist er denn?“ Der Grenadier: „Zwanzig Jahr, Majestät!“ Der König: „Dann kann er aber doch unmöglich vierzehn Jahre gedient haben?“ Der Grenadier: „Doch, Majestät. Sijf Johr heww id as Goosjung, sif Johr as Biddjung, un een Johr as Soldat deent.“ Der König: „Schön, mein Sohn; das ist dann eine andere Sache.“

Um den Verkehr des Königs mit seinen Offizieren zu kennzeichnen, sei auf die mehrfach überlieferte Geschichte von dem Leutnant von Born (auch Tiedeborn, Lettenborn, Pfefferkorn, Littenborn genannt) hingewiesen. Der Leutnant, der schon lange auf seine Beförderung zum Hauptmann wartete, beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit der Dichtkunst. Der König hörte davon, und bei der nächsten Musterung ließ er den Leutnant vor die Front kommen und redete ihn so an: „Höre er, Born, er ist ja wohl Dichter; dichte er einmal!“ Der Leutnant erwiderte:

„Gott sprach in seinem Zorn:
Der Leutnant von Born
Soll auf dieser Erden
Nicht mehr als Leutnant werden!“

Der König, dem die Schlagfertigkeit des Leutnants gefiel, ernannte ihn zum Hauptmann, knüpfte aber an diese Beförderung die Bedingung, daß er noch einmal dichte. Darauf sprach von Born:

„Doch der Born hat sich gewandt;
Hauptmann werd' ich nun genannt.
Und hätt' ich noch mehr Gage,
So hätt' ich auch mehr Courage.“

Da bewilligte ihm der König auch die höhere Gage, fügte aber hinzu: „Jetzt möge er aufhören zu dichten; sonst könnte mir das Vergnügen, seine Dichtungen anzuhören, vielleicht zu kostspielig werden!“

Haas: Schnurren und Schwänke Nr. 2, Pomm. Bde. II S. 136 (Variante: . . . „eine Equipage“ statt . . . „noch mehr Gage“). Asmus und Anoop: Sagen aus dem Kreise Kolberg-Körlin S. 10 f. Findeisen: Sagen, Märchen und Schwänke von der Insel Hiddensee Nr. 18 (Variante: Leutnant Tiedeborn).

Die Menschenleben, die der Krieg als Opfer erforderte, gingen dem König sehr nahe. Einst hatte er eine große Schlacht geschlagen, und als es abend geworden war, gab er Befehl, die Toten zu beerdigen. Kaum war man damit fertig, so hörte man ein lautes Gewimmer über das Schlachtfeld ziehen. Da ist der Alte Fritz über die Wahlstatt gegangen und hat gerufen:

Ruhet wohl, ihr, meine Söhne,
Eure Seele steht bei Gott!
Bin ich schuld an eurem Tode,
Straf' mich der gerechte Gott!

Darauf ist das Gewimmer verstummt. (Zahn Nr. 629.)

Als Friedrich der Große auf einer Revision in Schlesien war, kam ein Mann mit einem Stelzbein zu ihm heran und bat ihn, er möchte ihm doch eine Pension geben. „Bei welchem Regiment hat er gedient?“ fragte der König. Der Mann nannte ein österreichisches Regiment. „Wo?“ fragte erstaunt der König, „bei den Oesterreichern?“ — „Ja“, erwiderte jener, „aber Ihre Soldaten haben mir doch das Bein abgeschossen!“ — „Recht hat er“, entschied da der König, „er muß Pension von mir haben!“ (Findeisen Nr. 19.)

Als der Krieg beendet war, und der siegreiche König in Berlin einzog, bemerkte er eine ihm wohlbekannte Gemüschhändlerin, die an ihrem gewohnten Plage ruhig ihres Geschäftes wartete und sich nicht

im geringsten um den Siegesjubiläum kimmerte. Da ritt der König zu ihr heran und fragte sie, ob sie ihm nicht auch gratuliere, daß er siegreich heimkehre. „Ach was“, sagte die Händlerin, „Sackpad schlägt sich, Sackpad verträgt sich.“ Nachdem ritt der Alte Friß von dannen. (Aasmus und Knoop S. 11.)
(Fortsetzung folgt.)

Pommersche Gastfreundschaft vor 400 Jahren.

Als der Polenkönig Sigismund im Jahre 1526 eine Zeitlang in Danzig Hof hielt, begab sich der Pommernherzog Georg I. gleichfalls dorthin, um dem Polenkönig, seinem Oheim, einen Besuch abzustatten. Der Pommernherzog kam mit 300 wohlgerüsteten Pferden „in Harnisch, mit Spieß und Hauben und was zu solcher Rüstung gehört“. Seine Ankunft war dem Polenkönig sehr angenehm, da Georg I. nicht nur seiner Schwester Sohn, sondern auch „ein feiner, langer, wohlgewachsener Fürst und sehr wohl zu Ross und in allen Händeln geschickt war“.

Im Gefolge des Pommernherzogs befand sich u. a. auch „der Gestränge, Edle und Ehrenfeste Georg von Steinwehr, erbgeessen auf Burg Selchow“ (im Kreise Greifenhagen). Dieser kam von ungefähr bei einem Danziger Bürger ins Quartier, der seinen Gast nicht nur stätlich bewirtete, sondern feinetwegen auch fast täglich „sonderbare Bankette und Wohlleben“ anrichtete. Als nun der Herr von Steinwehr bei seinem Abschied die Rechnung forderte, wurde ihm geantwortet: es wäre nichts verzehret, sondern es würde gebeten, süßlich zu nehmen. Damit aber war der Gast keineswegs einverstanden, sondern er erklärte, es würde für seinen Herrn, den Pommernherzog, schimpflich sein, wenn er ohne Bezahlung abzüge. Darauf gab sich der gastfreie Wirt als ehemaliger Untertan des Herrn von Steinwehr zu erkennen, der aus der Verbeigenschaft als Junge entlaufen und nach Danzig gekommen und hier in die Kaufmannslehre gegangen wäre; nach mannschaftlichen Reisen in die Fremde, wie nach Polen und Spanien, wäre er Danziger Bürger geworden und allmählich zu Wohlstand und Glück gelangt. Zum Abschied überreichte er seinem ehemaligen Gutsheeren einen großen vergilbten Pokal mit etlichen Stückchen alten Goldes. Herr von Steinwehr entgegnete seinem freigebigen Wirt, daß er dessen dankbares, aufrichtiges Gemüt viel höher als Silber und Gold achte, und wollte den Pokal nur unter der Bedingung annehmen, daß er ihn wieder verschenden könne. Als das zugestanden war, übergab er ihn sogleich der Wirtin „zu einem Gedächtnis und milden Gabe“.

Die Geschichte scheint seinerzeit viel besprochen worden zu sein, da Friedeborn sie noch hundert Jahre später für wert hielt, sie in seinen Stettinischen Geschichten zu erwähnen. H. 73

Fier.

Ein niederdeutscher Flurname.

Von Dr. Schulz-Rösslin.

In einer längeren Abhandlung über „Einige Bemerkungen zur pommerschen Orts- und Flurnamensforschung“ (Anf. Heimat 1924, Nr. 4, 6, 7, 8) hat Herr Prof. D. Knoop in erfreulicher Weise mit einigen Irrtümern der pommerschen Flurnamendeutung aufgeräumt. Insbesondere ist er dem immer noch viel geübten Brauch, unklare Worte immer gleich aus dem Slawischen erklären zu wollen, entgegengetreten. In dieser Abhandlung (a. a. O. Nr. 7) hat Herr Prof. Knoop sich auch mit der Deutung des Wortes Fier beschäftigt. Er leitet es vom Zahlwort „vier“ ab und meint, daß es die Bezeichnung für ein quadratisch geformtes Stück Land sei. Zum Beweise der Richtigkeit beruft er sich im Wesentlichen auf Grimms Wörterbuch und die Ausführungen von Prof. Dr. R. Moshad über „Deutsche Ortsnamen in Pommern“ (Monatsbl. d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Altertumskunde 1917, S. 43/4). Neues Material wird nicht beigebracht.

Die Erklärung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, aber die Beweisführung kann m. E. nicht als zwingend angesehen werden. Der 3. Band des Grimmschen Deutschen Wörterbuchs, der für die Erklärung heranzuziehen ist, ist im Jahre 1862 erschienen, also in einer Zeit, wo die Flurnamensforschung noch in ihren ersten Anfängen steckte. Wir finden dort auch nicht das Wort „das Fier“, in welcher Form es bei uns im allgemeinen vorkommt, sondern „die Fiere“; und dieses Wort erklärt das Wörterbuch in dem dort zitierten Zusammenhang wohl mit Recht als quadratum. Den Flurnamen „(das) Fier“, bezw. „Bier“ und Zusammenhänge mit diesem Stammwort kennt das Wörterbuch nicht.

Moshad fußt auch auf Grimm, der jedoch, wie gezeigt, hier nicht ohne weiteres angezogen werden kann. Daß Namen wie Viered (Kr. Uckermünde), Bieregge (Rügen), Bierbaum (Kr. Wörs) und Bierboom (Kr. Nees) auf das Zahlwort vier zurückzuführen sind, ist klar, beweist aber noch nicht, daß deswegen auch unser pommersches „Fier“ — zu Pommern reihe ich hier auch die benachbarten westpreussischen Kreise St. Krone und Schlochau und die östliche Neumark — damit zusammenhängt. Vor allem glaubt Moshad die Richtigkeit seiner Deutung durch den Hinweis auf einige alte Flur- bezw. Ortsnamen in Niebels Codex diplomat. Brandenburg. erhärten zu können. Hier findet sich auch sowohl die Form die viere (bezw. vyre) wie das vier. Es scheint, daß beide Formen als identisch angesehen werden können. Trifft das zu, was jedoch noch nicht erwiesen ist, so würden wir damit allerdings ein bedeutendes Stück in der Erklärung weiter gekommen sein. Immer jedoch bleibt auch dann noch eine auffallende Tatsache zu klären: das Wort

findet sich als Flur- bezw. Ortsname hauptsächlich in dem altpommerischen Siedlungsgebiet östlich der Oder, während es in dem westlich davon gelegenen Gebiet bis zur Elbe und auch westlich der Elbe sich sowohl wie bekannt, nur ganz vereinzelt findet. Auch dieses Gebiet war teilweise neues Siedlungsland. Selbst weit westlich der Elbe fanden noch im 12. und 13. Jahrhundert nach einheitlichem Plan der Landesgewalten Neusiedlungen im Waldland statt, wie z. B. der von Schaumburg-Lippe nach Ost-Nord-Ost über Poppenhagen und Langerhagen bis Oshagen nordöstlich von Hannover sich hinziehende Streifen von Hagendörfern. Es ist mir aber nicht bekannt, daß dort auch in gleicher Weise das Wort „Fier“ auftritt wie im alten Wendensiedlungsformen werden im Kolonialland selbst vorgefunden oder aus dem Heimatlande der Siedler mitgebracht. Die quadratische Siedlung hätte sich also auch in der Heimat der Siedler schon finden müssen, wie wir z. B. auch die Hagendörfer dort schon antreffen. Und dann hätten wir, wenn die Erklärung Moshad-Knoop richtig ist, dort auch schon den Ortsnamen Fier oder Bier in annähernd gleichem Umfange finden müssen. Wir scheitern aber das Wort überhaupt nicht in erster Linie Orts-, sondern Flurname zu sein. Finden wir es doch auch heute noch in der Mehrzahl der Fälle nur als Flurname, bezw. läßt sich feststellen, daß er ursprünglich nur Flurname war und erst später ein Einzelgehöft oder eine Ortschaft dabei angelegt wurde. Ich betone das, weil Dr. Moshad und Prof. Knoop eine weitere Stütze für die Richtigkeit ihrer Deutung in dem häufigen Vorkommen des Namens in der Neumark und dem angrenzenden Kreise St. Krone finden, wo nach dem Neumärkischen Landbuche des Jahres 1337 und kirchlichen Aufzeichnungen des Jahres 1347 „alle jene Ortschaften in gleichmäßigen, fast uniformierten Landquadraten von je 64 Hufen . . . aus dem Boden erwachsen“. Es scheint mir, wie gesagt, daß das Wort Fier schon vorhanden war, bevor jene quadratischen Flur-, nicht Ortsabmessungen stattfanden. So eine quadratische Flur umfaßte 64 Hufen. Die pommersche Hufe, zu 19 ha oder 76 Morgen gerechnet, würde die ganze Flur ein Areal von rund 4864 Morgen umfassen. Ich weiß nicht, ob es, besonders im walddurchzogenen Siedlungsland, möglich war, eine derartige Fläche mit einem Blick zu überschauen; und augenfällig mußte doch die quadratische Form sein, wenn sie der Anlaß zur Namensgebung sein sollte.

Man wird entgegennehmen können, daß in einer quadratischen Dorfflur auch einzelne Ackerstücke quadratisch sein konnten und diese dann danach „Bier“ benannt wurden. Diese Möglichkeit ist selbstverständlich zuzugeben. Es erscheint mir aber ebenso selbstverständlich, daß viereckige Flurstücke nicht bloß in quadratisch angelegten Siedlungen vorkommen kön-

Mit der „Post“ durch Alt-Pommern.

Wer heute gezwungen ist, sich einer hinterpommerischen Nebenbahn oder gar einer Kleinbahn erst anzuvertrauen, der empfindet gewöhnlich ein ganzes Grausen. Im Zeitalter des Postens und Jagens kann's bekanntlich ja nicht schnell genug gehen, muß doch der D-Zug bereits vor dem Kilometerstehenden Automobil die Waffen strecken! So schimpft man denn gern auf rückständige Verkehrsverhältnisse und denkt nicht daran, wie so weit wir es doch im Laufe nur eines Jahrhunderts auf verkehrstechnischem Gebiete gebracht haben.

Für eine regelmäßige Postverbindung durch Hinterpomern sorgte erst Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Das Reisen in den „Fahrposten“, welche gleichzeitig dem Güterverkehr dienten, gehörte nicht gerade zu den Annehmlichkeiten, und wer es sich leisten konnte, bediente sich lieber schon einer „Extrapost“. Selbstverständlich war die Provinzialhauptstadt in Hinblick auf Verkehrsmöglichkeit in jeder Weise bevorzugt. So konnte man von Stettin nach Berlin sieben verschiedene Reisewege wählen, auf denen „Reitposten“ — lediglich für schnelle Beförderung der Briefschaften — „Fahrposten“ und „Extraposten“ verkehrten: Stettin—

Angermünde—Eberwalde—Berlin (16 Meilen), Stettin—Vöcknitz—Prenzlau—Zehdenick—Oranienburg—Berlin (21 Meilen), Stettin—Prenzlau—Rheinsberg—Berlin (28 Meilen), Stettin—Königsberg—Freienwalde—Berlin (17½ Meilen), Stettin—Rüstrin—Berlin (22 Meilen), Stettin—Landsberg—Rüstrin—Berlin (25 Meilen), Stettin—Pyritz—Soldin—Frankfurt a. O.—Berlin (26 Meilen). Stettin war die Zentrale des ganzen pommerschen Postverkehrs. An jedem Tage, und das wollte damals etwas bedeuten, kamen und gingen Posten. Sonntag und Mittwoch früh rasselte die fahrende Post von Berlin durch's For, welche Briefsendungen aus Westdeutschland, Holland, Frankreich, England und der Schweiz übermittelte. Am Abend brachte der reitende Postkellner Post aus Hinterpomern, Preußen, Polen, Rußland, Montag, Donnerstag und Freitag erschien die fahrende Post aus dem Osten, der Dienstag und Sonnabend brachten Reisende und Korrespondenz aus Süddeutschland und Österreich. In gleicher Weise wurden die entgegengesetzten Posten abgefertigt. Die Verbindungsstraße nach dem Osten führte von Stettin quer durch Pommern über Alt-Damm, Hammelmühle, Dolgenbrüg, Naugard, Grävenbrück, Greifenberg, Güllafshagen, Gr.-Jestin, Körlin, Biziker, Köslin, Janow, Esclawe, Stolp, Dumrese, Lupow, Buzkow, Gaußin nach Danzig.

Unter den pommerschen Städten hatte für damalige Verhältnisse noch Stargard recht gute Postverbindung. Man konnte auf einem 15½ Meilen langen Wege über Königsberg direkt Berlin erreichen — und das wollte etwas sagen — und stand über Freienwalde—Wangerin—Polzin—Bärwalde und Neustettin mit Königsberg, der Zentrale des Südostens, in Verbindung, wobei auch noch eine Parallele über Nörenberg—Dramburg—Fallenburg und Tempelburg führte. Mit der Neumark verbunden Stargard Verkehrsposten nach Driesen, Rüstrin und Landsberg. — Bisher sah es schon im östlichen Pommern aus. In Stolp traf Montags und Donnerstags fahrende, Sonntags und Mittwochs reitende Post von Berlin ein und verkehrte Mittwochs und Sonnabends nach Berlin. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Köslin, wo auch nur Sonntags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends auf Durchgangspostverbindung zu rechnen war. Ganz abseits von der „Großen Straße“ lag Kolberg. Die Stadt war nur durch die beiden „Poststraßen“ Kolberg—Fährbrücke—Kerstin—Kowan—Körlin und Kolberg—Sellnow—Charlottenhof—Trepow a. N. mit den Hauptstraßen verbunden. Der ganze Postverkehr beschränkte sich denn auch auf Sonntags und Mittwoch, wo fahrende Post von Berlin über Trepow, und Sonntags und Donnerstags, wo die Preussische fahrende und reitende

Der Johannistag in der pommerschen Volksüberlieferung.

Von Prof. Dr. H. Haas.

II.

In der Johannismacht muß man zur Haselstaude gehen und mit einem Feuerstein die gabelförmige Wünschelrute abschneiden; aber man darf kein Wort dabei sprechen, sonst ist der Zauber ungültig. Der Besitzer einer Wünschelrute kann damit unterirdische Schätze heben, verborgene Quellen auffinden und Hegen und Diebe bannen. (Rosenow: Schlawe I, Nr. 151.)

Nach allgemeinem pommerschen Volksglauben ist alles Wasser in der Johannismacht in Wein verwandelt. Manches einer ist schon hingegangen und hat sich davon geschöpft. Das ist aber nicht ganz ungefährlich; denn der Teufel hält alsdann bei dem Wasser Wache und spricht zu dem Schöpfenden:

Das Water is Wien
Un du düst man!

Bruchkranke werden am Johannistage durch eine der Länge nach gespaltene junge Eiche hindurchgezogen; darauf wird die Eiche verbunden, daß sie wieder zusammenheilt. Sowie das geschieht, ist auch der kranke Mensch wieder gesund.

Kieider, Betten und Pelzwerk müssen am Johannistage gelüftet und gesontet werden, dann kommen keine Motten hinein. Doch darf man das Zeug nicht die Nacht über draußen im Freien liegen lassen, daß der Tau darauf fällt, dadurch würden Krankheiten in der Familie entstehen. Im Holsteinischen glaubt man, daß der Träger eines solchen Kleidungsstückes den Krebschaden davon bekommt (Pomm. Bld. VI 106). Auf dem Weinberg bei Neustettin verwandelt sich alljährlich in der Johannismacht der Tau in Blut, weil dort in alter Zeit eine grausige Bluttat verübt worden sein soll (Knoop 274).

Wer am Johannistage geboren ist, ist ein Gellseher; d. h. er kann Geister und Gespenster sehen und weiß in vielen Fällen zukünftige Dinge im Voraus. Auf Rügen sagt man: Wenn man in der Johannismacht zwischen 12 und 1 Uhr an einem Kreuzweg steht, sieht man den Himmel offen stehen.

An vielen Orten Pommerns war es ehemals gebräuchlich, am Vorabend des Johannistages auf einer bequem gelegenen Anhöhe ein Feuer anzuzünden, das sogenannte Johannisfeuer. Ein Bericht darüber liegt aus dem Kreise Bütow vor: Ist der 23. Juni gekommen, so tragen die Jungen auf den Gipfel des Hohen Berges bei Buchwalde Gersträuch und Holz zusammen, und zwei Burschen bringen ein altes Faß, in dem noch etwas Teer ist. Bei Anbruch der Dunkelheit kommt alt und jung auf dem Berge zusammen. Wenn das Feuer ent-

zündet ist, tanzt die Jugend unter lautem Jauchzen um das Feuer herum und durch den dichten Rauch hindurch; es herrscht im Dorfe die Sage, daß in diesem Feuer die Hegen verbrannt würden. Ist das Feuer niedergebrannt, so geht es den Berg hinab, wiederum unter frohem Jauchzen und Schreien, wobei auch Freudenerschüsse abgegeben werden. Unter dessen sind andere hingegangen und haben Hornzweige geholt, und es entspinnt sich nun ein lustiges Haschen und Jagen nach diesen „Klohnzweigen“; wer einen solchen Zweig erbeutet, ist froh, denn die Blätter des Klohn, der an diesem Abend vom Baum gebrachen und dann an die Stubenwand gesteckt wird, heiligt die Kraft, Wunden zu heilen (Pomm. Bld. V 183). Neuerdings ist das Entzünden des Johannisfeuers sehr außer Übung gekommen. Nach Dähmert: Platteb. Wörterbuch 330 f., wird das in abergläubischer Absicht entzündete Koffeuer, durch das das Vieh getrieben wird, um Seuchen von ihm fernzuhalten, im Vorpommern auch „St. Johannis Noodfür“ genannt. In den von den Kaschuben bewohnten Gegenden Pommerns war es ehemals (im Mittelalter) allgemeiner Brauch, zu Johannis nächtliche Feuer anzuzünden; doch wurde dieser Brauch schon in der im Jahre 1590 revidierten Glawiger Kirchennatikel unterlagert; ob mit Erfolg, mag dahingestellt bleiben.

Ein eigenartiger Brauch bestand bis vor etwa 80 Jahren in dem Dorfe Belling bei Pasewalk, unweit der udermärkischen Grenze: Am Sonntag vor Johannis zogen die Bauern früh morgens aus dem Dorfe und teilten sich in zwei Haufen, Reiter und Fußvöll, und zwar die Knechte zu Pferde, die Herren zu Fuß. Beide Parteien kämpften darauf miteinander, wobei die Knechte meistens die Oberhand gewannen. Hintersher war dann Scheibenschießen, und auf dem freien Felde wurde ein kleiner Jahrmarkt abgehalten (Kuhn: Märk. Sagen 331).

Auch für das Wetter ist der Johannistag an vielen Orten ausschlaggebend. Wenn es am Johannistag regnet, so heißt es, regnet es noch vier Wochen lang. Regen am Johannistag weist auf eine nasse Ernte hin, aber auch auf eine gute Buchmahl. Wenn es Johannis regnet — so sagt man im Kreise Kolberg-Röbeln — so kauft der Hoser ins Holz, d. i. die Stengel werden holzig, und es wird nichts daraus. So viel Tage vor oder nach Johanni der Holunder blüht, ebenso viel Tage vor oder nach Jakobi wird der Roggen reif sein.

Eine nasse Zeit gibt es in jedem Sommer; regnet es nicht vor Johannis, so kommt der Regen nach Johannis (Pomm. Bld. V 106).

nen, sondern allenthalben, wo Land von Menschen in Kultur genommen wird. Dann müßte aber das Wort Bier (Fier) auch in anderen Gegenden Deutschlands zu finden sein. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, daß es nur in Niedersächsen einschließlich des nordöstlichen Kolonisationsgebietes vieredrige Flurstücke geben bzw. gegeben haben sollte; wenn auch zuzugeben ist, daß in Berggegenden die Vorbedingung für das Vorkommen vieredriger Flurstücke naturgemäß feltener gegeben sein dürfte als im Flachlande. Leider bin ich nicht in der Lage, festzustellen, ob sich der Flurname Bier oder Fier tatsächlich nirgends außerhalb Niederdeutschlands findet. Ich weiß nur, daß er in der Pfalz unbekannt ist (s. Theodor Zint, Pfälzische Flurnamen, Kaiserlautern 1923). Es dürfte durch die in Dresden eingerichtete, von Herrn Oberstaatsarchivar Dr. Belschner geleitete Zentralfstelle für deutsche Flurnamenforschung nicht schwer sein, die erforderlichen Feststellungen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Jubiläum Leon Sannier, Stettin. Leon Sanniers Buchhandlung, Stettin, hat — wie in der „R. Z.“ feinerzeit gemeldet — am 1. 2. 26 das Fest ihres 100jährigen Bestehens feiern können. Die Firma nimmt einen hervorragenden Platz unter den Verlegern und Buchhandlungen unserer Provinz ein. Ihr Begründer, Fr. Heinrich Morin, unterhielt engste Beziehungen zu den führenden Männern in dem geistigen Leben der Provinz, u. a. auch zu dem bekannten pommerschen Forscher Professor L. Giesebrecht und trat durch ihn der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde nahe, deren Veröffentlichungen von ihm verlegt wurden. 1836 ging die Buchhandlung und der Verlag in den Besitz von J. Ch. E. Leon Sannier aus Berlin über, der die Firma später in Leon Sanniers Buchhandlung umwandelte. Mit außergewöhnlichem Geschick und unverwundlicher Arbeitskraft hat der Inhaber das Unternehmen zu dem stehenden historischen Verlag Pommerns entwickelt. Im Jahre 1910 wurde das Geschäft durch den Ankauf des Verlages Paul Niehämmer, Stettin, erweitert und übernahm damit auch den Verlag des Pommerschen Urkundenbuches, das vom königlichen Staatsarchiv zu Stettin herausgegeben wird. Aus den sonstigen Veröffentlichungen des Sannier'schen Verlages sind hervorzuheben die Quellen zur Pommerschen Geschichte, die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern, der Briefwechsel Dr. Bugenhagens, Rangows Niederdeutsche Chronik von Pommern, die Baltischen Studien, Rangows Chronik in hochdeutscher Mundart, Wehrmanns Geschichte der Stadt Stettin und zuletzt noch Haogewegs Stifter und Klöster der Provinz Pommern. S.

und die Berliner reitende Post über Körlin zu erwarten war. Zur Abreise und zum Absenden von Briefen aus Kolberg standen nur der Dienstag und der Sonnabend zur Verfügung, wo um 11 Uhr vormittags die Post nach Berlin und Danzig abgefertigt wurde. — Lediglich auf zwei „Posttage“ in der Woche (Montag und Freitag) war Neustettin angewiesen, durch welches die Poststraßen von Kolberg über Streitzig—Küdde nach Hammerstein, von Körlin über Lottin und von Frankfurt a. O. nach Danzig führten. Besser bedacht war schon Labes, wo man doch an drei Tagen die Post anvertrauen konnte. Die Städte Belgard und Schivelbein waren auf Körlin angewiesen, von wo aus sie die Berliner Post erhielten. In Körlin bestand sich ein „ansehnliches Postamt“, gingen doch von hier aus allein am Sonntag 6, am Dienstag 4, am Mittwoch 4, am Donnerstag 6 und am Sonnabend 4 Posten ab. Für das Grenzgebiet nach Schwedisch-Pommern waren Anklam und Pasewalk die bedeutendsten Postorte, nach Greifswald und Stralsund wurde die Post über den Grenzort Wolgast gefahren.

An den Hauptpoststraßen, welche man noch heute stellenweise in Chausseestüben und mit alten Linden bestandenen Landwegen verfolgen kann, lagen alte historische „Kriege“, in denen die Reisenden einen Anblick zu sich nahmen und für kurze Zeit Erholung

suchten. Es tat wahrlich not, denn die pommerschen Landstraßen waren zeitweise grundlos! An der alten Heerstraße Stettin—Danzig winkten die Wirtschaftsschilder im Damm'schen Krug, Jhna-Joll, Büttkrug, Delgenkrug, Müdenkrug, Danzkrug, Bratenkrug, Rother-Krug. Allbekannt waren der Steinkrug auf der Poststraße Anklam—Demmin, der Müdenberger Krug in der Uckerländer Heide, der Nebelinsche Krug zwischen Stolp und Schlawe, der Pasewalkkrug auf der Straße nach Bütow, der Seelkrug und der Langenzerkrug zwischen Belgard und Neustettin, der Fährkrug auf dem Wege von Kolberg nach Körlin. Weißt der Wolfekrug (Kr. Belgard) auf eine gefährliche Reiseroute hin, so lassen Hopfenkrug (bei Bütow), Bratenkrug (Stolp—Lauenburg), Danzkrug (Körlin), Springkrug (Belgard—Neustettin) oder Wippshenkaal (heute Rettungshaus bei Kolberg) einen Rückschluß auf Erholung und Belustigung zu.

Wie einfach war die „Verwaltung des Postwesens in der ganzen Provinz Pommern“ noch anno 1824. Nur zwei „Oberpostämter“ (Stettin und Stralsund) und 17 „Postämter“ (Anklam, Körlin, Köseln, Kolberg, Demmin, Löbnitz, Raugard, Neustettin, Pyritz, Schlawe, Stargard, Stolp, Treptow a. R., Uckerländer, Greifswald, Wolgast und Barth), denen „Postwärter-Ämter“ in den übrigen Städten unterstellt waren, befanden sich in

Pommern. Dem Ober-Postamt Stettin stand vor der „Ober-Postdirektor und Rentamt des Intelligenz-Kontors für Pommern“; der ganze Beamtenapparat bestand aus einem Ober-Postkommissarius und Kassierer, drei Ober-Postsekretären, drei Postsekretären, einem Postschreiber, einem Wagenmeister, zwei Briefträger, einem Briefstempel und einem Packboten. An großen Durchgangsstellen wie Körlin amtierten ein Obristleutnant als Postmeister, vier Posthalter sorgten für Vorspann. Neun Posthalter waren in Stargard, sieben in Raugard, fünf in Köseln erforderlich. Neben wie Kolberg und Neustettin standen Körlin weit an Bedeutung nach. In Stralsund beförderte der „Postnach-Schiffer“ die Post nach Rügen.

Ein Stück Romantik ist ins Meer der Vergessenheit gesunken. Grollend schaute der „Schwager“ vom hohen Bod auf seine Konkurrenz, den „Dampfer“, wenn er von ihm auf der Landstraße überholt wurde. Eigenförmig weigerten die Stadtwäiter sich, Grund und Boden für die Bahn herzugeben, weil dadurch das blühende Gewerbe der „Fuhrherren“ lahmgelegt würde. Und doch war der Fortschritt nicht aufzuhalten. Es kam der Tag, wo der letzte Postknecht sein letztes Vieh blies . . .

Kurt Poppe.

Der Große Birke-See (Kr. Saargig), der nach dem Volksglauben alle Jahre ein Menschenopfer erfordert, darf am Johannistage nicht mit einem Boote befahren werden. Auch soll man an dem Tage nicht in dem See baden (Knaak: Saargiger Sagen 3).

Zu den mannigfachen Sitten und Bräuchen kommt nun die einheimische Volkslage hinzu, die bezüglich des Johannistages ein so reiches Material darbietet, daß nur einige wenige Hinweise gegeben werden können.

Die untergegangene Stadt Bineta „wafelt“ am Johannistag in der Mittagsstunde, d. i. sie wird dann als Schatten- oder Nebelbild über dem Horizonte sichtbar und erscheint wie eine Fata morgana. Dasselbe gilt von anderen Städten, Burgen, Schloßern, Klöstern, die von der Erde oder vom Meere verschlungen sind. Versunkene Glocken läuten am Johannistag unter dem Wasser, so am Madüsee, am Barmsee, am Schwarzen See bei Brangelsburg, am Kesselsee bei Wangerin u. a. Flüsse und Seen erfordern am Johannistag ein Menschenleben als Opfer, so die Jhna, die Peene. Seejungfern erscheinen am Johannistag oder in der Johannisnacht an der Oberfläche des Wassers, wie z. B. am Dragsiee, am Dolgensee (Pomm. Vbde. II 88). Verwünschte Personen erscheinen in der Mittagsstunde des Johannistages auf der Oberwelt und können dann erlöst werden, so z. B. die verwünschte Prinzessin im Goltm bei Swinemünde. Böse Geister, Gespenster und allerhand Spukerscheinungen treiben mit Vorliebe am Johannistag ihr Wesen. Der Teufel schiebt am Johannistag Regel auf dem Teufelsstein (Temme 184). In der Stadt Swinemünde geht in der Johannisnacht der Kieblöck, ein spukhaftes Pferd, in den Straßen um. Schätze brennen in der Johannisnacht und können alsdann von kundigen Leuten leicht geborgen werden. Wer den Hohen Stein vor Anklam am Johannistage ersteigt, fündet dort einen Sack voll Erbsen, die sich beim Himmelfragen in lauter Goldstücke verwandelt. Im Winninger Busch (Kr. Regenwalde) erscheint am Johannismittag zwischen 12 und 1 Uhr ein riesenhaftes schwarzes Roß. Am Dühzower See zeigt sich am Johannistag der Geist des extranormalen Schäferknechtes und bläst auf der Flöte (Knoop 53). Bei Falkenwalde (Kr. Saargig) regnet es Johannismittag auf einem Berge, auf dem es ohnehin nicht ganz richtig ist, faustgroße Steine; „aber die Leute wissen ja, daß Johannismittag die einzige Zeit im Jahre ist, in der die Geister auch bei Tage ihr Unwesen treiben dürfen“ (Knaak 194). Auf der Dewitzburg bei Daber zeigen sich in der Johannisnacht sieben Männer ohne Kopf, zugleich hört man das entsetzliche Gebrüll eines Löwen.

Alle diese mannigfachen Aeußerungen von Glaube, Brauch und Sage lassen uns ahnen und nachsüßeln, daß die sommerliche Sonnenwendzeit unseren heidnischen Vorfahren einstmals als hochheilige Festzeit gegolten hat. Die Frage, welche von den vorerwähnten Bräuchen auf deutschen und welche auf slawischen Ursprung zurückgehen, ist im einzelnen sehr schwer zu beantworten; denn auch den Slawen war die Zeit der Sommerformenwende eine heilige. Woffido sagt: Der Johannistag ist in allen auf slawische Verhältnisse zurückweisenden mecklenburgischen Sagen der heilige Tag.

Auf den Pfaden des Naturforschers im Kreise Röslin.

Von E. Lenzki-Röslin.

II.

Glücklich und das Bewußtsein, eine herrliche und wichtige Beobachtung gemacht zu haben, ließ es mir keine Ruhe, mich einige Tage später, diesmal jedoch alleine — wieder an der Stelle des Dünenwaldes einzufinden, wo wir neulich den Karmingimpel entdeckt hatten. Mein Urlaub hatte inzwischen begonnen, so daß ich jetzt den ganzen Tag den Spuren dieses Vögelchens folgen konnte. Es war 6.30 Uhr morgens, als ich dem Vogelkonzert im Dünenwald lauschte. Singdrossel, Amsel, Buchfink, Waldläufänger, Fitis, Zilp-Zalp, Kottehlchen, Zaunkönig, Hedenbrauwelle, Gartengrasmücke, Mönchsgrasmücke, Sperbergrasmücke und viele andere ließen sich hören. Der Ringeltauber ruckte, die Weihen läuteten, da auf einmal ungefähr 100 Meter weiter

als neulich ein mir seit kurzem bekannter f43te n-der Gesang. Und richtig, wieder der Karmingimpel. Aber diesmal zu meinem nicht geringen Staunen kein altes Männchen, sondern ein noch nicht verfärbtes, grauammerfarbiges junges Männchen, das, wenn auch noch nicht so kräftig, aber doch schon hübsch flötete. Es saß auch nicht so ruhig längere Zeit auf einer Stelle, sondern flog ziemlich ungeduldig nach ungefähr 5 Minuten in diese Eiche, dann in jene Birke, bald wieder auf eine niedrige Tanne, und ich hatte Mühe, das Vögelchen vor das Glas zu bekommen, was mir auf einige Sekunden aber immer gelang. Schließlich schwand es mir ganz aus den Augen. Meine Nachforschungen nach dem Nistplatz in der Gegend, wo seinerzeit das alte Männchen sang, blieben leider erfolglos, da auch dort das dicke Unterholz mit einem Haer der verschiedenartigsten Gräser und Kräuter das Suchen außerordentlich erschwerte. Ich habe nun noch mehrere Male im Monat Juni den Karmingimpel belauscht und beobachtet. Am 29. Juni hatte ich das große Glück, in den Nachmittagsstunden bei sonnigem Wetter am Rande des Dünenwaldes, etwa 150 Meter von dem nächsten Kur-Restaurant entfernt, in einer niedrigen Erle ein junges Karmingimpelmännchen dicht vor mir zu haben, so daß ich es mit bloßem Auge sehr gut betrachten konnte. Es hüpfte lässig von einem Zweig zum andern, äugte mich dabei an, und gab fortwährend Lock- oder Warnrufe, die wie „jüed, jüed“ klangen, von sich und lockte dadurch einwige andere Sänger, Fitis und Dorngrasmücke, herbei. Ich hatte mich vorsichtig auf meinen Jagdstuhl gesetzt und beobachtete nun aus nächster Nähe das Geschimpfe dieser paar Vögelchen, welches der junge Karmingimpel in Szene gesetzt hatte. Langsam verzog ich mich nun eine Strecke weiter, das Schelten ließ ganz nach und bald darauf schwang sich der Vogel auf eine Eiche, flötete hier ein Stück seines kurzen Liedchens und verschwand dann im Dünenwald. An dem alten erstmaligen Ort traf ich 1½ Stunden später wieder das alte karminrote Männchen singend an. Ich pirschte mich bis auf 30 Schritte an den Vogel heran und nahm Deckung; er flötete noch vielleicht zehn Minuten und hüpfte dann unruhig unter „jüed“-Rufen im Geäst einer abgetrockneten Birke herum. Als mir infolge eines Mückenstiches auf der Hand das Fernglas etwas verrücktete und ich gleich darauf wieder hinsah, war mein nettes Vögelchen weg. Das letzte Mal hörte ich den Karmingimpel am 2. Juli, ebenfalls nachmittags, in derselben Gegend singen, konnte ihn aber leider nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Hierzu sei noch bemerkt, daß unser ornithologischer Freund und Forscher Paul Robien von der Naturwarte Mönne bei Stettin, von der ich einiges in der Heimatbeilage Nr. 1 vom 16. 1. 1926 schrieb, im Sommer vorigen Jahres bei einer Forschungsreise ebenfalls mehrere Brutten des Karmingimpels fand und zwar auf einer Strecke von 30 Kilometern, von Dammerort bis zum Bitter-See, im Dünengelände. Die Nester befanden sich auf niedrigen, buschartigen Erlen, Birken, im Holunder und Sekenrosenbusch. Viele im Frühjahr an unserer Ostseeküste singende Männchen waren nur auf dem Durchzuge nach ihrer weiter nordöstlich gelegenen Heimat begriffen, sonst hätten hier noch viel mehr dieser schönen Vögel brüten müssen.

Danach liebt also unser Karmingimpel die ewig rauschende See mit ihrem dunkelblauen Wasser, den weißen durchspülten Strandsand und die sturmzerzausten Bäume und Büsche sowie die Waldstreifen entlang der Meeresküste.

Nach der Naturschutz-Polizeiverordnung vom 30. 5. 21 ist der Karmingimpel während seines hiesigen kurzen Aufenthalts unter Schutz gestellt worden, er darf also nicht gefangen oder getötet werden, was in Anbetracht seiner beginnenden Sehschäftmachung in unserer engen Heimat sehr zu begrüßen ist.



Wilhelm Rudnick.

Ueber das Werden und Wirken Wilhelm Rudnicks, unseres hinterpommerschen Landmannes dessen wir in der „Rösliner Zeitung“ zu seiner 75. Geburtstag am 30. Dezember 1925 gedacht haben, schreibt Fritz Hamann in der von Prof. Dr. Smend-Münster herausgegebenen „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ (Heft 1/2 1925):

Aus ganz kleinen Verhältnissen heraus hat Rudnick aus eigener Kraft durch zähen Fleiß emgearbeitet. Der Aufstieg ist ihm nicht leicht geworden. Befand er sich doch vielfach in Gegensatz zu herrschenden Kunstanschauung. Ausdrucksvolle Melodie, harmonischer Wohlklang und Formensönheit für diese Ideale hatte seine Zeit nicht allzuviel übrig. Dazu kam noch, daß es der bescheidene Mann nicht verstanden hat, für sich die Werbetrommel zu rühren. Lange Zeit blieben deshalb seine Werke unbekannt. Rudnick ließ sich nicht betreten: unbedürftig um Tagesgehre schuf er im Stillen weiter und wurde schließlich doch „entdeckt“. Entdeckt vor allem von Kantoren, die in kleineren Verhältnissen wirkten und die ständig auf der Suche waren nach guter einfacher Musik. Sie fanden in Rudnick den Komponisten, der in melodischer, rhythmischer und harmonischer Beziehung nicht zu viel verlangt, so daß die Ausführenden und Hörern volles Verständnis ermöglicht wird. Dadurch ist die Einstudierung erleichtert und die Wirkungskraft erhöht. Wie innig vermisst Rudnick in seinen Motetten (Breitkopf u. Härtel) bitten und wie herzlich Trost zu spenden! Wie Schönheit offenbaren die bei Bote u. Bock erschienenen Psalmen 42, 51, 84, 130 (Gem. Chor)! Wirkungsvoll sind seine Sologefänge (Schmidt, Hebronn und Eugen Feuchtinger, Regensburg) z. B. Psalm 13 (Biehweg), Passionsgefänge (op. 91 Nr. 2 Breitkopf), Goethes Nachlieder (ebenda)! Wie gespielt die Organisten seine größeren Orgelwerke Choralphantasien, Sonate d. op. 62, Thema mit Variationen op. 57, 6 Vortragsstücke op. 119 (alles Feuchtinger u. Gleichauf, Regensburg).

Mit wachsender Anerkennung steigerte sich sein Tatendrang. Er versucht seine Schöpferkraft auf die Gebiete des kleinen Oratoriums und hat mit den Werken dieser Gattung: Judas Ischarioth (Feuchtinger u. Gleichauf), Der verlorene Sohn (Breitkopf Härtel), Jesus und die Samaritanerin (ebenda) großen Erfolg gehabt. So schreibt z. B. Kretschmar in seinem „Führer“ II. Abt. Bd. II. (3. Auflage 1911): „Den früher schon angeführten Hauptvertretern dieser Gattung (kleines Oratorium) haben sich auch heute wieder neue Kräfte angeschlossen, darunter sehr mittelmäßige (wie Theod. Draht, R. Barlow, A. Brede —), aber auch ganz vorzügliche. Um ihnen ist Wilh. Rudnick hervorzuhelien, der in seinem Oratorium „Der Verlorene Sohn“ eine so sehnliche Probe von Begabung und Schule gebracht hat.“

Inzwischen war Rudnick alt geworden — aber ruhte nicht. Als 70jähriger überraschte er die Welt mit einem neuen Oratorium „Johannes der Täufer“ für Chor, Soli, Orchester und Orgel (erscheint demächst bei Breitkopf u. Härtel). Wie kaum ein zweites Werk paßt dieses Oratorium in unsere verwirrene Zeit! Stellt es doch eine gewaltige Predigt über den Text: „Tut Buße! — Wer bis ans Ende beharret, der wird selig!“ Innerstem Orange folgte Rudnick, als er den Stoff vertonte. All die Vorzüge seiner kompositorischen Eigenart sind hier aufs Höchste vollendet und vereinigen sich zu großartiger Gesamtwirkung, wie das die Uraufführung in Liegnitz (in der eine große Menschenmenge den Komponisten und den Dirigenten (Rudnicks Sohn) beim Verlassen der Kirche mit Heil- und Hurrarufen begrüßte) und anderen Aufführungen in Schönau a. d. R., P. Diez a. d. L. und Bad Kreuznach bewiesen. Die neueste Werk des Nimmermüden soll im Frühjahr der Taufe gehoben werden: „Jesus Christus, Weltheilend“.

Nicht vergessen sei seine amtliche Tätigkeit als Kantor und Organist in Berlin, Landsberg a. d. und Liegnitz (bis 1919) und seine reiche Konzerttätigkeit: 5 Jahrzehnte lang war er der „Musica“ treuer Diener! Möchte ihm weitere Vertiefung seiner Werke den Lebensabend verschönern.